

Was Berlins Stadtplaner von Frankfurt lernen können

In Frankfurts historischer Mitte entsteht ein Stadtquartier auf alten Grundrissen. Das klingt nach Enge. Doch gerade von diesem Beispiel könnte Berlins Stadtmittelpunkt profitieren. Die wird nämlich leergefegt.

Das Wiederaufbauprojekt zwischen Dom und Römer in Frankfurt ist ohne Vorbild. Inwiefern dient es selbst als Vorbild für den Wiederaufbau der mittelalterlichen Stadt in Berlin? Diese Frage stellt sich spätestens demjenigen, der selbst in beide Projekte eingebunden ist.

Das Frankfurter Vorhaben, zwischen Dom und Römer auf dem historischen Stadtgrundriss mit Neubauten und den Rekonstruktionen bedeutender Häuser ein Stück Altstadt und damit verlorene Identität zurückzugewinnen, ist einmalig. Von Teilen der Architektenschaft gescholten, doch vom Gros der Bürger freudig begrüßt, provozierte es von der ersten Stunde bis heute hitzige Auseinandersetzungen. Sie erschöpfen sich nicht im ewigen Pro und Contra der deutschen Rekonstruktionsdebatten. Denn vor allem geht es darin um ein Präzedenzprojekt des Städtebaus in Deutschland.

Das betreffende, 1944 schwerbeschädigte und beim Wiederaufbau vollständig beseitigte Frankfurter Stadtviertel bestand nicht nur aus prächtigen Häusern mit reichverzierten Fassaden, die gleich markanten Hauptdarstellern die Charaktere einer Inszenierung sichtbar machten. Ebenso wichtig waren die unscheinbaren, aber unverwechselbaren Stadträume, die nach dem Chaosprinzip gewachsenen Dachlandschaften, die immer wieder geteilten und neu zusammengefügte Parzellen, die Hoffronten, die durch Abbruch der Vorderhäuser zu Stadtfassaden in erster Reihe wurden. Je älter es wurde, desto deutlicher spiegelte das Viertel als Bühne städtischen Lebens die gesellschaftliche Ordnung in baulicher Form: Patrizier, Kaufleute, Handwerker, Krämer und Bettler auf engstem Raum verflochten.

Doch bereits im 18. Jahrhundert galt das als überholt. Dem strengen Ordnungssinn der Klassizisten war das Altstädtische, Chaotische und zuweilen Armliche ein Graus. Teils zu Recht, denn die engen Gassen und oft verbauten Hinterhöfe waren eine ständige Gefahr für Stadtbrände und das Leben der Ärmern in dunklen Abseiten eine Gefahr für die Gesundheit. Mit der Industrialisierung, in deren Gefolge Arbeiter die Altstadt überfüllten, während die wohlhabenden Schichten großzügige neue Außenviertel bezogen, wurde die Lage fast unerträglich.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts sucht man nach Pariser Vorbild mit breiten Straßendurchbrüchen wie der Braubachstraße Abhilfe zu schaffen. Die horrenden Verluste an wertvoller historischer Bausubstanz riefen in den zwanziger Jahren eine Bürgerbewegung auf den Plan, dank derer das Viertel sich mit Hofentkernung, Fachwerkreinigungen und rekonstruktiven Ergänzungen zur „Guten Stube“ Frankfurts entwickelte – und zum Gegen-



Von Bomben und Abrissbirnen leergefegt, soll in Berlin (links unten) die historische Mitte der Stadt auch künftig sein. Frankfurt (oben) dagegen will die einstige dichte Bebauung des Stadtkerns wiederherstellen.

Von Bomben und Abrissbirnen leergefegt, soll in Berlin (links unten) die historische Mitte der Stadt auch künftig sein. Frankfurt (oben) dagegen will die einstige dichte Bebauung des Stadtkerns wiederherstellen.

Fotos Architekturbüro, Stephan Schrapface to face

bild zur grassierenden verkehrstechnischen Moderne, die kulturelle Werte und Identitäten zu verschlingen drohte. Dieser Prozess fand im Zweiten Weltkrieg und durch den Wiederaufbau ein jähes Ende.

Der moderne Städtebau war auch in Jahrzehnten nicht in stande, diese Verluste wettzumachen: Frankfurts sogenannte „Neue Altstadt“ entstand größtenteils nach Vorbildern des Siedlungsbaus der Weimarer Republik. Wo Siedlung ist, bleibt Siedlung – so stark ist darin die strikte Trennung der Nutzungen und Funktionen, zu zementiert die Monotonie der Zeilenausrichtung nach Süden, die Parkplatzmanie, die normierte Sterilität und Anonymität.

Die Postmoderne der achtziger Jahre hätte mit ihrer Liebe zum bildhaften Bauen und dem Faible für historische Motive die Wende vom Siedlungs- zum Stadtbau bringen können. Doch sie blieb in Ästhetizismus stecken, erschöpfte sich in dekorativen Spielereien, ohne sich ernsthaft mit der städtischen Parzelle zu beschäftigen. Die Gegenbewegung ließ nicht lange auf sich warten: Hervor tat sich eine Architektur, die nur sich selbst genügen will und in einer immer komplexer werdenden, schier undurchschaubaren Welt zum überschaubaren Designobjekt mutiert. So verabschiedet sich diese Architektur vom Begriff des Gemeinsamen oder „Common Ground“, den 2012 die Architekturbienne alle in Venedig geradezu verzweifelt beschwor.

All dem könnte Frankfurts neu-altes Viertel entgegenstehen. Könnte es das wirklich? Die Passivhausanforderungen der Stadt Frankfurt für öffentliche Bau-

vorhaben, die erhöhten Schallschutz- und Brandschutzauflagen, der Kostenrahmen, bestehende Bauten wie Tiefgarage und U-Bahn im Untergrund und nicht zuletzt die Organisation der vielen Planungsbeteiligten machen es Bauherren, Architekten und Ingenieuren sowie dem zugehörigen Gestaltungsbeirat nicht leicht, dem Anspruch gerecht zu werden. Denn das Versprechen dieses Projekts geht weit über das Erfüllen der ohnehin schon höchst komplizierten technischen und organisatorischen Anforderungen hinaus: Es geht um nicht weniger als darum, die suggestive ästhetische Kraft, die von den herausragenden Vorgängerbauten und einzigartigen Stadträumen ausging, zu verstehen – und sie in den zwanzig Neubauten und fünfzehn Rekonstruktionen zu reanimieren.

Gewiss wird das Areal am Ende die Momentaufnahme eines Zustands sein, der sich zusammensetzt aus historischen Bildern, neuen Architekturen und den technischen Anforderungen, denen beide ausgesetzt waren und sind. Vieles wird vorerst gestalterisch nicht selbstverständlich erscheinen. Das Quartier wird erst mit der Zeit an Bedeutung gewinnen und selbst zu einem Original seiner Zeit werden; viel-



leicht so, wie dies beim Ostberliner Nikolaiertal der Fall war, dieser aus Rekonstruktionen und Zitaten collagierten „Traditionsinsel“, die als das Schlechte-Gewissen-Projekt zur 750-Jahr-Feier Berlins nach der Beräumung der historischen Stadt während der DDR-Zeit entstanden ist.

Nur die Umverteilung von Baukosten wird bei den immensen Baukosten das Bereitstellen günstigen Wohnraums für eine gewisse Anzahl von Wohnungen ermöglichen. Soziale Vielschichtigkeit des Quartiers wird, wenn überhaupt, dann erst nach einigen Generationen wieder ähn-

lich dem Zustand vor der Zerstörung sein. Aber eben nur ähnlich – dass nahe dem Römer sich Metzger oder andere zünftige Handwerksbetriebe wieder niederlassen werden, ist unwahrscheinlich. Und die Boutiquen, die sich dort höchstwahrscheinlich ansiedeln werden, kann man nur mit sehr viel gutem Willen als Nachfolger der legendären Tuchmacher sehen, die jahrhundertlang in diesem Areal lebten und arbeiteten.

Sicher ist nur, dass das Viertel für Touristen eine attraktive Erweiterung des Römerbergesambles bilden und mit gastro-

nomischer Nutzung das Bedürfnis der Bürger nach Flanieren und geselligem Beisammensein befriedigen wird. Die künftige kleinmaßstäbliche Ausgeheile steht in einem so starken Kontrast zu den Hochhausschluchten des Bankenviertels wie nirgendwo sonst in Deutschland. Eine einmalige Chance, vergleichbar dem bewunderten Londoner Nebeneinander von Pubs und Bankentürmen.

Zudem wird das neu-alte Viertel nicht nur den Massen- sondern auch den steigenden Bildungstourismus anziehen. Rekonstruktionen wie die der stattlichen Fachwerkhäuser „Zur Goldenen Waage“ oder „Klein Nürnberg“ werden als Beispiele bürgerlicher Baukunst der Spätgotik und Renaissance faszinieren, Spolien in den Neubauten werden als bildkräftige Verweise auf die Geschichte sich mit den Neubauten ergänzen, die als Zeugnis unsere Tage zum baukünstlerischen Vergleich herausfordern werden. Nicht zu vergessen die wiedererstandenen Plätze, Straßen und Höfe, die Gästen und Bürgern das Erlebnis unverwechselbarer Stadträume schenken werden.

Mit jedem Satz über die Qualitäten und Chance des Dom-Römer-Projekts dürfte deutlicher geworden sein, dass dieses Vorbild für die Wiedergewinnung des Stadtkerns von Berlin sein kann. Man hat dort schon einmal von Frankfurt profitiert. Denn die handtuchbreiten „Townhouses“ am Friedrichswerder in Berlin Mitte, die als parzellengeteilte Stadthäuser den bisherigen Trend zur immer größer werdenden Parzellen umgedreht haben, sind inspiriert von den Häusern der Frankfurter Saalgasse am Dom, die in den achtziger Jahren als Schauobjekte der Postmoderne entstanden.

Jedes Projekt, das sich wieder der mitteleuropäischen Stadtbaukultur annähert, ist eine Wegmarke auf der Suche nach urbanen Bauformen. Gewiss, die Frage, was auf der leergefegten Fläche westlich des Berliner Fernsehturms geschehen soll, ist nicht identisch mit Frankfurt, wo maßstablose Neubebauung beseitigt werden musste. Doch in beiden Fällen handelt es sich um die Gründungsstadt, war die Zerstörung der unter den Trümmern erhaltenen historischen Stadtstruktur aus ideologischen Gründen das Grundübel, und hier wie da brachte der Wiederaufbau der Moderne keinen gleichwertigen Ersatz zustande.

Während man in Berlin noch unseligerweise über den gesamtstädtischen Wert eines großen Leerraums für die Metropole nachdenkt, ist Frankfurt zur Tat geschritten. Ins Leben gerufen durch aktive Bürger, unterstützt durch verantwortungsbewusste Planer und politisch durchgesetzte überzeugten Frankfurter, wurde zwischen Dom und Römer das möglich, was anderswo als unmachbar gilt. Gewohnte Sicht- und Vorgehensweisen greifen dort nicht: Statt auf alten Fundamenten wächst das Neue auf den modernen Verkehrsbauteilen der U-Bahn und der Tiefgarage des einstigen Technischen Rathauses – zahllose ingenieurtechnische Kniffe sind dafür notwendig.

In Berlin hätte man unter diesen Voraussetzungen längst das Handtuch geworfen, denn auf der großen Leerfläche am Fernsehturm dominiert schrankenfreie Verkehrs- und Untergrundtechnik, die in den Augen der Zuständigen jede Urbanisierung nahezu unmöglich macht. In Frankfurt dagegen sah man eben diese Vorgaben als Herausforderung – und wird damit deutsche Wiederaufbaugeschichte schreiben. MARC JORDI

Der Autor ist Schweizer und Partner des Berliner Architekturbüros Jordi & Keller, das zwei Häuser im Dom-Römer-Projekt baut.



100 Jahre Erster Weltkrieg Teil 22

Luftkrieg über Deutschland

„Neugier ist Tod!“ lautet die Unterschrift der ersten Karikatur auf dem Plakat „Wie verhalte ich mich bei Fliegergefahr?“. Die Zeichnung zeigt eine Familie, die offensichtlich mit der ganzen Kinderschar ans Fenster geeilt ist, um ein Flugzeug zu beobachten. Aber auch in der Mitte des Zimmers sei kein Schutz zu finden, eher schon „einzeln hinter Pfeilern“. Grundsätzlich allerdings solle man „Stets Deckung suchen!“, das Bombardement des eigenen Hauses möglichst aus der Zimmerecke heraus beobachten und so „Nach richtigem Verhalten“ den Angriff überleben. „Nachts kümmern Dich um keinen Angriff!“ lautet ein weiterer, unerwarteter Verhaltenstipp für den Fall eines Luftangriffs. Vor allem in der Dunkelheit sollte unter allen Umständen Panik vermieden werden.

Das im Januar 1918 von den Militärbehörden ausgehängte Plakat spiegelt das unbedachte Verhalten der Zeitgenossen. Fasziniert von der neuen Technik liefen damals die Schaulustigen auf der Straße zusammen, sobald ein Flugapparat in Sicht war. Für die Bewohner der Städte im Westen Deutschlands bedeutete der Luftkrieg aber schon seit 1914 eine zunehmende Gefahr. Auf das deutsche Reichsgebiet fielen im Ersten Weltkrieg mehr als 15 000 Bomben, fast die Hälfte davon im letzten Kriegsjahr.



Plakat, 1918: Schon im Ersten Weltkrieg gab es Fliegerangriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung.

Foto Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart

Nicht nur die deutsche Zivilbevölkerung war auf Angriffe aus der Luft in keiner Weise vorbereitet. Auch die Armee führer hatten die neue Bedrohung unterschätzt. Dass die Flugzeugtechnik im Nachbarland Frankreich rasch Fortschritte gemacht hatte und inzwischen Strecken von hundert Kilometern geflogen werden konnten, war dem Kriegsministerium schon vor dem Krieg bekannt. Strategische Bombardierungen außerhalb des Schlachtfelds durch Flugzeuge hielt man aber trotzdem für utopisch – hierfür waren die schwerfälligeren Luftschiffe vorgesehen. Entsprechend mangelhaft war die deutsche Flugabwehr organisiert. Mit den Landkanonen, deren

Rohre auf die hochfliegenden Maschinen gar nicht steil genug ausgerichtet werden konnten, war es kaum möglich, bewegliche Ziele zu treffen. In den meisten frontnahen Städten fehlte es zudem an Frühwarnsystemen und Alarmplänen sowie an geschultem Personal. Selbst Abwehrflieger erwiesen sich daher als zu langsam und damit machtlos gegen die Luftangriffe. Sie konnten oftmals den feindlichen Fliegern nach dem Bombenabwurf nur noch blindlings hinterher schießen.

Als die Behörden erkannten, dass die militärischen Schutzmaßnahmen wirkungslos waren, improvisierten sie auf Drängen der Bevölkerung einen Heimat-

luftschutz. Die ersten Luftschutzräume wurden in öffentlichen Gebäuden sowie privaten Villen eingerichtet und Verdunkelungsvorschriften erlassen, für deren Nichteinhaltung Haftstrafen angedroht waren. Der moderne Krieg kehrte mit Hilfe seiner waffentechnischen Errungenschaften ins eigene Land zurück und trug die Kampfhandlungen in die Gesellschaft hinein. In Deutschland verloren 746 Menschen durch Luftangriffe das Leben, 1843 Personen wurden verletzt – Verbotten der Luftangriffe, die der Zweite Weltkrieg bringen sollte. IRINA RENZ

Die Verfasserin leitet die Sondersammlung „Zeit der Weltkriege“ der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart.

Klarinettenglück

Jörg Widmann als „Artist in residence“ im Rheingau

Schon die wenigen Akkorde, mit denen der Klarinettenist Jörg Widmann in seiner kurzen Konzerteinführung ihm wichtige Stellen im Quintett A-Dur KV 581 von Wolfgang Amadeus Mozart am Klavier vorführt, steigern die Vorfreude auf dieses Werk, das, nach den Worten von Richard Strauss, ausgestattet ist mit allem „unerhörten Reiz von Mozarts Melodie und seiner Grazie“. Komponiert hat es Mozart 1789 bekanntlich für seinen Freund Anton Stadler, der, wie es damals hieß, seine Klarinette der menschlichen Stimme so ähnlich klingen lassen konnte wie sonst keiner.

Widmann kann das auch. Er ist, als Komponist und Interpret, in diesem Jahr der „artist in residence“ beim Rheingau Musik Festival, und dies ist sein erster Auftritt. Widmann erklärt, Widmann spielt. Schon geht es los im Fürst-von-Metternich-Saal des schönen Schlosses Johannisberg, ein fröhlicher Start, der rasch eingetrübt wird durch das plötzliche Auftauchen der Moll-Terz. Widmanns Klarinette lässt das Thema aufsteigen wie eine schwere Sinnfrage, die dann überraschend eine holprig-hüpfende Antwort findet. In diesem Spannungsfeld, zwischen Ernsthaftigkeit und Spieltrieb, bewegt sich der gesamte erste Satz in dieser aufergewöhnlichen Interpretation.

Natürlich ist es nicht der Solist allein, der die Musik trägt und dafür sorgt, dass dieses vielgeliebte Klarinettenquintett so lakonisch-fedrig und zugleich satt und sinnlich klingt. Tabea Zimmermann setzt ihren Bratschenpart energisch fordernd gegen die anderen Mitstreiter des Arcanto-Quartetts durch: die Geiger Antje Weithaas und Daniel

Sepec, den Cellisten Jean-Guihen Queyras. Auch bei der Darbietung einiger Kontrapunkte aus dem ersten Teil der Kunst der Fuge BWV 1080 von Johann Sebastian Bach, die Zimmermann gemeinsam mit den Arcanto-Leuten zu Beginn des Konzertes vortrug und deren polyphone Anlage allen Gelegenheiten zur verstärkten Stimmenverselbständigung gab, fiel das auf.

Auf Mozart folgt Johannes Brahms. Sein Klarinettenquintett h-Moll op. 115 wurde ebenfalls einem ganz bestimmten Interpreten in die Finger komponiert, dem Klarinettenvirtuosen Richard Mühlfeld. Der selbstverständliche Fluss der Affekte, darin freilich kein Atmer, kein Ton und kein Akzent ohne Tiefe und Aussage, wirkt überwältigend. Aus dem symbiotischen Zusammenspiel dieser fünf Musiker tönt der Dialog zwischen Widmann und Queyras hervor, als erzählten sie einander ein Geheimnis. Und dazu geht, fast ist es zu kitschig, um es schwarz auf weiß aufzuschreiben, auch noch eine dunkelgelbe Sonne hinter den Weinbergen unter.

Es gibt aber auch winzige Schrammen im Glück, die es beinahe noch perfekter machen. Allzu wuchtig nehmen, zum Beispiel, die Streicher die Unisonostellen im eröffnenden Allegro, sie laufen Gefahr, die Klarinette zuzudecken. Aber dann, im virtuos Presto-Teil des dritten Satzes, wieder diese meisterhafte Widmannsche Leichtigkeit! Und diese düsteren Trugschlüsse, die das Ende des Werkes würzen! Sie werden mit einem außergewöhnlichen Ritardando versehen und in himmlische Länge gezogen. Anhaltender Applaus. Ein großer Abend. MALTE HEMMERICH